Goethes römische Briefe an Herzog Carl August

Autor(en): **Andreas, Willy**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **8 (1951)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-9866

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Goethes römische Briefe an Herzog Carl August

Von *Willy Andreas*, Heidelberg

In einer feinsinnigen Studie, der einzigen, die wir über diesen Gegenstand besitzen, konnte Erich Marcks sagen, der Briefwechsel zwischen Goethe und Carl August sei in gewissem Sinn, obwohl seit langem bekannt und viel benützt, ein Ineditum geblieben[1].

Marcks selbst ist diesem Gedankenaustausch und dem schönen menschlichen Verhältnis der Beiden auf den Grund gegangen. Von der Frühzeit ihres Sturm und Drang bis ins hohe Alter vermögen wir sie, wenngleich mit Lücken und Unterbrechungen, an Hand von Goethes Briefen zu begleiten. Insbesondere die von der Italienreise schenken uns, ausführlich, erzählerfreudig, leuchtkräftig und intim, wie sie sind, eine Fülle von Aussagen, nicht zuletzt über ihre persönlichsten Beziehungen.

Diese haben in der langen Zeit der Trennung eine neue, eine besonders empfindliche Probe bestanden, sind aber dadurch nur enger, noch unlösbarer geworden. Die Fähigkeit, sich in Wesen, Ziele und Bedürfnisse des Freundes einzufühlen, hat beim Einen wie beim Anderen in diesen Monaten zugenommen. Goethe gab sich sogar Mühe, für die von ihm mit so viel Zurückhaltung, ja mit Bedenken aufgenommene Fürstenbundpolitik Carl Augusts und seinen Eintritt ins preußische Heer Verständnis aufzubringen. Seine Briefe bezeugen es. Wir beobachten darin auch, wie sie jetzt, während der Trennung, womöglich noch mehr als früher ihre eigenen Wege gehen, jeder den seinen. Sie wachsen ihren ganz verschiedenen Bestimmungen entgegen und doch verbinden sie sich gerade in der Entfernung um so inniger miteinander. Das Göttergeschenk dieser Reise, die Carl August bewilligt und immer wieder aufs weitherzigste verlängert hat, strahlte nun auf den Daheimgebliebenen zurück.

Was der Süden, namentlich Rom Goethe gegeben, wie er seine Kunstauffassung befruchtet hat und wie der Dichter dadurch gewandelt worden ist, soll hier nicht wiederholt werden. Die Briefe, die er darüber an Carl August schrieb, sind ja nicht die einzigen Zeugnisse, die wir besitzen. Doch sind sie, scheint mir fast, neben dem, was Goethe den anderen Freunden zu sagen hatte, selbst in den

---

[1] Vortrag gehalten am 14. Mai 1926 in der Philosophisch-Historischen Klasse der Preußischen Akademie der Wissenschaften, abgedruckt in *Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur Neueren Geschichte*, von Erich Marcks, 7. erweiterte Auflage, herausgegeben von Gerta Andreas, Bd. I, Deutsche Verlags-Anstalt (Stuttgart/Berlin 1942) 127ff. – Der *Briefwechsel des Herzogs/Großherzogs Carl August mit Goethe* in 3 Bänden, herausgegeben von Hans Wahl (Berlin 1915, Mittler und Sohn). Leider sind die Briefe des Herzogs aus der Zeit von Goethes Italienreise nicht erhalten.

Lebensbeschreibungen und den kunstgeschichtlichen Würdigungen des Italienaufenthaltes weniger beachtet worden als etwa die an Frau von Stein und Herder gerichteten. Seine Nachrichten gingen daheim in dem vertrauten Kreis von Hand zu Hand, sie wurden oft genug ausgetauscht. Und doch lohnt es sich vielleicht, der Frage nachzugehen: was hat denn nun Goethe dem Herzog, dieser ganz bestimmten, ihm so nahe stehenden Persönlichkeit, was hat er gerade ihm, dem Freunde der Kunst und dem Sammler über Rom, über dessen Schätze und seine eigenen Eindrücke zu erzählen gewußt und für gut befunden? Welche Absichten leiteten ihn dabei und welche Schlüsse dürfen wir aus diesem Teil seiner Reiseberichte, auf den wir uns wohlweislich beschränken, über das Verhältnis der Beiden ziehen?

Möge dem Archäologen, dessen Werke uns so vielfältig beschenkt haben, dieser bescheidene Ausschnitt aus Goethes italienischen Briefen an seinen Herzog nicht zu gering erscheinen!

Die meisten von Goethes Briefen an Carl August sind in Rom, nur einige wenige in Verona, Venedig, Frascati, Neapel und Mailand geschrieben; doch handelt es sich bei diesen nur um vereinzelte Stücke. Für seinen Gedankenaustausch mit dem Freunde bildet Rom durchaus Mittelpunkt und Hauptgegenstand. Natürlich ist das Bild Roms in der literarischen Fassung der Italienbriefe weit umfassender, inhaltreicher und geht viel mehr aufs Einzelne ein; sprudelnd, in voller Breite rauscht darin Leben und Treiben des Volkes vorüber, auch die kirchlichen Vorgänge und Feste bieten seiner Schilderung willkommenen Stoff. Die Bauwerke werden genauer, aus dem unmittelbaren Eindruck der ersten Begegnung, entdeckungsfroh und stimmungshaltig beschrieben. Die Landschaften erstehen wieder vor dem Auge in zauberhafter Frische, und dank seiner besonderen Neigung für meteorologische Dinge läßt er sich öfter über Wetter, Atmosphäre und Licht vernehmen. Der Schwarm der Bekanntschaften ist größer, und selbstverständlich steht auch die verhältnismäßig kleine Zahl der in den Originalbriefen erwähnten Kunstdenkmäler weit hinter denen der *Italienischen Reise* zurück. Die Musik nimmt gleichfalls mehr Raum ein als in den Privatschreiben, obwohl Goethe sie darin keineswegs vernachlässigt. Kurz, alles ist farbiger, satter, bunter und pulsierender, oft auch schilderungsfreudiger. Einiges berührt er ohnehin nur flüchtig, weil der Herzog es durch die anderen Freunde in Weimar schon wußte oder sich bei ihnen leicht darüber unterrichten konnte. Hier kam es darauf an, vieles in Kürze, gleichsam in Stichworten zu berichten, nicht das Einzelne auszumalen oder eine Gesamtschilderung Roms und all seiner Unaussprechlichkeiten zu wagen. Rom erscheint darin mehr als Hintergrund und in Ausschnitten, wohl auch so als etwas Einzigartiges, aber nicht in der ganzen Fülle seiner Individualität, wie es dann die *Italienische Reise* zum Ausdruck bringt.

Andrerseits stellt sich in den Briefen an den Herzog das Verhältnis zu ihm wesentlich persönlicher dar. Gern spricht er ihm von seinem dichterischen Schaffen, von

seinen Plänen, vom Fortschreiten der *Iphigenie*, des *Egmont* und des *Tasso*. Gespannt und dankbar angeregt nimmt er die Urteile des Fürsten darüber auf, die bisweilen kritischer Beisätze nicht entbehren. Einiges geht auf das Bedürfnis zurück, dem Freunde und Gönner Rechenschaft über seine Lebensweise abzulegen. Aber wie viel enthält die Korrespondenz mit Carl August, was überhaupt nicht in der literarischen Ausgabe der *Italienischen Reise* berührt wird, sogar Intimitäten aus dem erotischen Leben der Beiden kommen darin zur Sprache. Namentlich zu Ende des römischen Aufenthaltes rücken Erörterungen über die Gestaltung von Goethes künftigen Weimarer Amtsverhältnissen stark in den Vordergrund. Es sind Briefe, die Carl Augusts wahrhaft fürstliche Großherzigkeit und sein Verstehen ins hellste Licht setzen; sie rühren an das menschlich Zarteste ihres Freundschaftsbundes.

Goethes Bekenntnisse enthüllen Tiefen seines Wesens, die er Anderen gegenüber verschloß, und niemandem sprach er wohl so vertrauensvoll und entscheidend von der Wandlung, die Italien in ihm hervorgebracht hat, wie dem Herzog in dem Augenblick, wo es darauf ankam, vor der Heimreise sein Verhältnis zu ihm, zu Amt und Verwaltung zu ordnen, damit aber seine Weimarer Existenz neu zu gründen. «Ich darf wohl sagen», schrieb er ihm am 17. März 1788, «ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? – Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen.»

Die römische Partie seiner *Italienischen Reise* läßt Goethe mit folgenden Worten beginnen: «Endlich kann ich den Mund auftun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging; selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.» Berühmte Sätze! Nahezu wörtlich sind sie aus dem ersten Brief Goethes an Carl August übernommen[2]. Die Leser mochten ahnen, an wen die Worte ursprünglich gerichtet sind und wem sich der Dichter vornehmlich schuldig fühlte, eine Bitte um Verzeihung auszusprechen. Sein persönliches Schreiben bezeugt es ausdrücklich und voll Wärme: «Und laßen Sie mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig an Sie dencke, in der Nähe der Gegenstände, die ich ohne Sie zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Sie mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen einen langen einsamen Weg zu machen und die Gegenstände zu suchen, nach denen mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Kranckheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte.»[3] So umschwebt den ersten Brief aus Rom (3. November 1786) die Magie der unwiderstehlichen Sehnsucht Goethes nach dem Süden. Es

[2] In der Fassung der *Italienischen Reise* hat Goethe die auf Carl August bezogene Anrede durch eine an die Freunde im allgemeinen gerichtete ersetzt.

[3] Auch diese für Carl August bestimmten Sätze gingen nur leicht überarbeitet in die *Italienische Reise* ein.

war mehr als eine diplomatische Wendung, wenn er Carl August im selben Schreiben versicherte, nachdem die Begierde, dieses Land zu sehen, befriedigt sei, würden ihm «Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb». Der Fürst, der gewürdigt wurde, ein solches Geständnis entgegenzunehmen, mußte ja wohl verstehende Weite besitzen. Es war auch mehr als ein höfisches Kompliment, wenn Goethe hinzufügte, in der Folgezeit dies alles einmal mit Carl August zu sehen, durch die erworbenen Kenntnisse ihm hier unten und zu Haus nützlich zu werden, sei sein sehnlicher, ja fast sein einziger Wunsch. Er sprach aus innigster Verbundenheit: vom Gotthard hatten sie vor sieben Jahren zusammen hinuntergeschaut, aber es sich wohlbedacht versagt, den Fuß nach Italien zu setzen. So bezog er den Herzog von Anfang an in die seelische Gemeinschaft seines Rom-Erlebnisses mit ein.

Ehrlich war es auch gemeint, daß er die Dauer seines Bleibens von Carl Augusts Wink abhängig machte, solange er eben in Weimar entbehrlich sei. Unendlich viel lag ihm nach dem geheimnisvollen Aufbruch aus Karlsbad daran, recht viele Nachrichten des Freundes zu empfangen. Wenigstens nachträglich wollte er seinen Aufenthalt ins Zeichen fortdauernder Verbindung mit der Heimat stellen; sich die innere Zustimmung des Herzogs zu erhalten, war ihm ein herzliches Anliegen.

Gelegentlich mochte Goethe das Bedürfnis anwandeln, seinen fürstlichen Mäcen, zum mindesten dessen Umgebung und die Weimarer Gesellschaft vor dem Mißverständnis zu bewahren, als führe er lediglich ein müßiges ästhetisierendes Genußleben. Aber er drückte damit doch vor allem das wahre Ethos seiner Bemühungen um die Kunst aus, wenn es etwa im Februar heißt: «Übrigens bin ich auch hier weniger geniessend als bemüht, ich lauffe und dencke mich müde und matt; jetzt kommt noch gar der Zeicheneifer dazu und macht mir, da ich nur wenige Zeit aufs Arbeiten verwenden kann, ein wahres Leiden. Doch wenn ich hier und jetzt nichts lernen will, was solls dann werden.» Im gleichen Brief meldet sich aber auch, nun ihm der Herzog schrieb, er werde vor Weihnachten nicht in Weimar erwartet, schon das beglückende Bewußtsein, jetzt so recht erst voll aufnehmen zu können, was Rom ihm zu geben hatte. «Ich möchte mein Schiff in Ophir recht beladen. Es soll mir an keiner Art der nöthigen und gehörigen Ingredienzien fehlen. Mit dieser großen und herrlichen Stadt werde ich nun schon familiärer», fährt er fort, «und so kommen wir aufs rechte Fleck, sie verliert nichts dabey und ich gewinne.» Das war der muntere Ton, den der Herzog liebte. «Es ist mir sehr gesund, in einem solchen Element mich erst recht zu baden und zu waschen», heißt es mit einer vergnügten Anspielung auf heitere Ratschläge Carl Augusts weiter. «Das Einölen soll nach Ihrem Recepte in Neapel vor sich gehen.»

Es spricht für Carl August, daß er am innersten Erleben Goethes teilnehmen durfte. «So vieles dringt von allen Ecken und Enden auf mich zu, daß ich kaum zu mir selbst komme», entschuldigte sich dieser, als er einen Brief an die Herzogin Luise hinausschob. «Aber es ist eine Lust in einem solchen Großen Element zu leben, wo man für viele Jahre Nahrung vor sich sieht, wenn man sie auch nur für

den Augenblick mit den äußersten Lippen nur kosten kann»[4] (Postscript 16. Dezember 1786).

Mit der Zeit bildete sich Goethe eine eigene Sehweise und Praxis für den Genuß von Rom aus, und er tat es, indem er Auge und Geist am Stil der verschiedenen Völker des Altertums übte; innerhalb dieser allgemeinen Entwicklungen ging er dann den einzelnen Stilperioden nach, wobei ihm Winckelmanns Geschichte der Kunst als treuer Führer diente. Dann suchte er dasjenige ergänzend herauszufinden, «was uns Winckelmann jetzt selbst geben würde, wenn er in diesen Jahren eine neue Ausgabe veranstalten könnte». So schildert er aus Verehrung des großen Archäologen dem Herzog seine Art vorzugehen. Man sieht, aus einem reichen, allgemeinen Bildungsarsenal schöpfend und daran lernend, ging er auf das Besondere, das ihm Rom bot, zu, indem er es an Hand des Winckelmannschen Werkes an seinen Platz einzuordnen suchte.

Fast Schritt um Schritt kann man es verfolgen, wie Goethes Verhältnis zu dem Gesehenen mit wachsender Kenntnis immer ehrfürchtiger wird; damit werden ihm aber die Dinge auch unaussprechlicher. Als ihn der Herzog auffordert, ihm öfters zu schreiben, bittet er, zu Papier bringen zu dürfen, was Tag und Stunde eingebe, obwohl es nicht immer bedeutend sein werde. Denn je länger man die Gegenstände betrachte, desto weniger getraue man sich, etwas allgemeines darüber zu sagen. Und darum: «man möchte lieber die Sache selbst mit allen ihren Theilen ausdrücken oder gar schweigen» (17. November 1787).

Wie sehr spürt man hier das Ringen um restlose Erfassung des Kunstwerks; es geht um das ewige Problem der Wiedergabe künstlerischen Erlebens. Er übersetzt, was so schwer in Worte zu kleiden ist, für den Herzog eigens noch einmal in die Sprache des römischen Touristen-Alltags: «Ich muß immer heimlich lachen wenn ich Fremde sehe, die beym ersten Anblick eines großen Monuments sich den besonderen Effeckt notieren, den es auf sie macht. Und doch wer thuts nicht? und wie viele begnügen sich nicht damit?» Carl August, der gern auf Kunstpilgerschaft ging, aber vor einer Schöpfung wie der sixtinischen Madonna sich durchaus bewußt blieb, daß Worte den überirdisch schönen Eindruck nicht wiederzugeben vermöchten, war fähig, sich mit solcher Betrachtungsweise zu befreunden.

Nachdem Goethe im ganzen, da er sich ja auch in Neapel und Sizilien lange Zeit aufgehalten, nahezu ein Jahr in Rom zugebracht hatte, war er in vollem Maße inne geworden, daß der Reisende nicht einfach hier, vielleicht fleißiger denn je zuvor, fortschreiten und fortdenken könne, wie es sich manche zu Anfang vorstellten, so auch er. Er war vielmehr inzwischen zu der Einsicht gekommen, «daß er seinen Grund tiefer graben, stärcker und breiter legen muß. Er muß», erklärt er, «den Aufwand an Zeit und Kraften erst in die Erde verstecken, um in der

[4] In ähnlicher, immerhin schon etwas veränderter Stimmung meinte Goethe rückblickend zu Ende seines neapolitanischen Aufenthaltes Ausgangs Mai 1787, für den ersten Anbiß habe er nun Italien genug gekostet. Wolle er es gründlicher nutzen, müßte er in einigen Jahren wiederkommen, «ich bin nur von Gipfel zu Gipfel geeilt und sehe nun erst recht, was mir alles an Mittelkenntnis fehlt».

Folge, wenn das Glück will, sein Gebäude aufführen zu können» (7. [und 8.] Dezember 1787).

So erlebte es der Herzog aus der Ferne mit, wie die Fähigkeit des Freundes, Roms Möglichkeiten für den Aufbau seiner Kunsterkenntnis auszuschöpfen, von Monat zu Monat wuchs. Goethes römische Erfahrungen hatten nun einen Grad der Reife gewonnen, den man schon fast als Weisheit bezeichnen darf, nachdem das Stadium jugendlichen Begeisterungsvermögens und das Selbstvertrauen zur unbeschwerten Aneignung wie ein Kindheitsalter weit hinter ihm lag. Der fahrtenlustige, kunstfreudige Weltmann Carl August aber mochte sich auch durch die in kritischen Erfahrungen gereifte Reisephilosophie Goethes angesprochen fühlen, die der Dichter ihm mehr beiläufig als lehrhaft auftischte.

Für alles, was Goethe über die weitere Ausbildung seines Zeichentalents und die dazu angestellten gedanklichen und technischen Erwägungen berichtet, durfte er bei Carl August Verständnis voraussetzen; offenbar glaubte er ihn auch deshalb auf dem Laufenden halten zu sollen, da ihm ja die großzügig gewährte Verlängerung seines Romaufenthaltes erlaubte, diese Begabung um so nachdrücklicher zu pflegen. Überdies war der Herzog auch in diesen Dingen so gut durch ihn erzogen, daß er den Ernst der stufenweise angelegten, planmäßigen künstlerischen Selbsterziehung zu würdigen wußte, wie er in Goethes römischen Briefen ihm entgegentrat. «Ich wünsche und hoffe», heißt es in dem Schreiben vom 11. August 1787, «es nur wenigstens so weit zu bringen, wie ein Musickliebhaber, der wenn er sich vor sein Notenblatt setzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und andern Vergnügen machen, so möchte ich fähig werden eine Harmonie aufs Blatt zu bringen und andere mit mir zu unterhalten und zu erfreuen. Ich weiß zu sehr, wie ängstlich es ist, wenn man eine gewisse Fähigkeit in sich spürt und einem das Handwerk gänzlich mangelt, sie auszulassen und auszuüben.» Steckt nicht in dieser Selbstbesinnung, wie so manchesmal bei dem Dichter in seinem Verhältnis zu Carl August, eine allgemeine erzieherische Mahnung für den Fürsten, deren Befolgung ihm bei all seinen Bestrebungen nützlich werden konnte?

Als besondere Annehmlichkeit des Aufenthaltes in Rom hebt Goethe die Anwesenheit so vieler Menschen hervor, «die sich mit Dencken über Kunst, mit Ausübung derselben Zeitlebens beschäftigen». Es gebe wohl kaum etwas, worüber man nicht von dem einen oder anderen Belehrung zu erwarten habe.

Gleich zu Beginn des Romaufenthaltes, im ersten seiner von dort geschriebenen Briefe, regt sich Goethes Bedürfnis, den Freund weiter zu bilden. Unterm Eindruck der Bauten des Palladio in Vicenza will er dem Herzog die ihm noch fehlenden Bände von dem großen Werke eines dort seßhaften alten Baumeisters namens Ottavio Bertotti Scamozzi besorgen. Man müsse sie alle haben, meint er gewiß nicht bloß als fürsorgender Bücherliebhaber, sondern auch in dem Bestreben, Carl August den Klassizismus des bewunderten Renaissancemeisters persönlich nahezubringen.

Als der Herzog ihm schrieb, er beabsichtige die Sammlung seiner Rembrandt-

Stiche, die er durch Mercks Vermittlung angelegt hatte, nicht zu vervollständigen, stimmte Goethe lebhaft zu. Es sei empfehlenswerter, schrieb er zurück, nach und nach bessere Abdrucke von den vorhandenen Hauptblättern anzuschaffen. Aber wie bedeutungsvoll ist es doch, daß er nun diesen Fingerzeig mit einem Bekenntnis zur klassischen Kunst verbindet, das einer Abkehr vom Nordischen gleichkommt. «Besonders fühle ich hier in Rom, wie interessant denn doch die Reinheit der Form und ihre Bestimmtheit vor jener marckigen Roheit und schwebenden Geistigkeit ist und bleibt» (8. Dezember 1787). In der Tat, bei dieser Wendung hat Rom Pate gestanden.

Mit Roms archäologischem Besitz fühlte sich Goethe bereits so stark verwachsen, daß er den Abtransport des Hercules Farnese und des Toro nach der Residenz des Königs von Neapel nicht weniger betrauerte als die einheimische römische Künstlerschaft[5]. Daß der Großherzog von Toscana, der spätere Kaiser Leopold II., die Villa Medici förmlich ausleere, beklagte er gleichfalls als Verlust für Rom. «Doch bleibt es», schreibt er dem Freunde, gleichsam sich selbst zum Trost, «immer wie ein unerschöpflicher Brunnen und wird den spätesten Nachkommen noch die wichtigsten Gegenstände der Kunst zu zeigen haben.»

Der Dichter begnügte sich nicht damit, Carl August an seinen römischen Streifzügen teilnehmen zu lassen und ihm Belehrung zu spenden; er wollte ihm unmittelbar den Genuß von Kunstwerken verschaffen, indem er sie ihm besorgte. In seinem Eifer, ihm gefällig zu sein, wirkte sich auch Goethes Neigung aus, Menschen nach seinen eigenen Idealen zu bilden. Aber er vermeidet dabei alles Lehrhafte. Unbefangen von den eigenen Erfahrungen, etwa vom Kunsthandel und seinen Preisen, von einzelnen Künstlern und deren Wirken plaudernd, merkt er vor, was für den Herzog zu erwerben lohnend und zugleich preiswert sein könnte. Eine spielende Einführung in den römischen Kunstmarkt kommt dabei heraus, und wie sehr zeigt sich Goethe, selbst noch ein Neuling in diesem Bereich, hier von der praktischen Seite. «Alles ist sehr theuer, was sich einigermaßen auszeichnet. Alle Arten von Kunstwercken sind auf einen hohen Preis getrieben. Für sie mögte ich nichts aufpacken als Gypssachen, die zu Wasser gehen könnten. Einige Colossalköpfe kann ich selbst nicht entbehren, ich meyne, man könnte nicht leben, ohne sie manchmal zu sehen», fügt der spätere Besitzer der Medusa Rondanini[6], des Zeus von Otricoli und der Juno Ludovisi hinzu, von der er in der *Italienischen Reise* sagt, sie sei «seine erste Liebschaft in Rom» gewesen. «Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers», heißt es dort.

Nicht alles, was Goethe für den Herzog und seine Gemahlin anzuschaffen vorhatte, ist erworben worden oder erhalten. So hat sich eine kleine, nach einer größe-

[5] Zweimal kommt er dann auch in der *Italienischen Reise* auf den Verlust zurück, das eine Mal vor, das andere Mal nach der Fortschaffung der Statue, über deren Beschaffenheit und Ergänzungen er sich dort genauer ausläßt (*Italienische Reise* I, vom 16. Januar, sowie II, vom 20. Juni 1787).

[6] In der *Italienischen Reise* charakterisiert Goethe die Medusa Rondanini als «ein wundersames Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgendein anderes Problem über uns ausübt».

ren Antike gearbeitete marmorene «Nemesis» von Trippel, für den er überhaupt Carl August zu erwärmen sucht, nicht im Besitz des großherzoglichen Hauses gefunden und scheint der Nachwelt auch gar nicht bekannt geworden zu sein[7]. Er war wählerisch und sparsam. Ungern ließ er einen trefflich gearbeiteten antiken Sokrates aus den Händen, weil er fünfzig Zechinen kostete[8].

Auch daran dachte Goethe, kleine Modelle der vier wasserspeienden grünlichen Marmorlöwen von der Fontana Felice und ebenso «die unvergleichlichen Ägyptischen Löwen vom Capitol» dem Freunde als Schreibtischzierde mitzubringen. «Sie werden 20 bis 30 Dukaten kosten», fügt er haushälterisch hinzu. Es läßt sich nicht mehr feststellen, ob Carl August den entsprechenden Auftrag erteilt hat. Die Weimarer Überlieferung jedenfalls schweigt darüber. An den Ankauf von Antiken und Originalbildern wagte Goethe überhaupt nicht zu denken. «Man spricht gleich von 10 000 Scudi pp.» Ob zur Ausführung gekommen oder nicht, all diese Absichten und Erwägungen des Dichters entspringen freudig sich mitteilender, tätiger Liebe.

Das Sammeln von Kupferstichen gehörte zu den besonderen Liebhabereien Carl Augusts; im Briefwechsel mit dem Darmstädter Merck und mit Lavater tritt sie stark hervor. Durch die gemeinsame Schweizerreise mit Goethe und den Aufenthalt in Zürich war sie belebt worden. Freilich, als sich der Dichter nun in Rom nach schönen Stücken umsah, erlebte er einige Enttäuschungen. Gute alte Abdrücke des großen Renaissancestechers Marco Antonio Raimondi, dessen Wiedergabe Raphaelscher Gemälde Goethe in Rom noch mehr schätzen lernte, fand er gerade «hier rarer und theurer als irgendwo»; neuere Abzüge aber von den abgenützten Platten noch unbefriedigender. «Und doch», meint Goethe, «kann man die herrlichen Ideen und Compositionen nicht ohne Entzücken ansehen» (12. [16.] Dezember 1786). Davon dem Herzog Einiges mitzubringen, lag ihm sehr am Herzen. «Es ist eine Welt in den Blättern und gute Abdrücke davon unschätzbar» (8. Dezember 1787). Im ganzen hatte Goethe, als er von Rom abreiste, nach seinen eigenen Angaben nicht mehr als 200 Scudi für den Herzog verausgabt[9].

Sammler, wie der englische Bankier Jenkins, der Fürst Christian August von Waldeck, in dessen Auftrag Trippel seine Goethe-Büste in Marmor schuf, gehören zu den Figuren, die Goethe, knapp skizziert, dem menschenhungrigen, selber auf den Erwerb von Kunstwerken erpichten Fürsten daheim brieflich vorstellt. Waldeck war übrigens Carl August schon von Karlsbad her bekannt. Ein andermal (Frascati, 28. Sept. 1787) erzählt er, um den Herzog zu amüsieren, das Gaunerstückchen eines Steinschneiders und eines «Vignerol», die den Preis einer angeblich im Weinberg aufgefundenen Kamee in die Höhe zu schwindeln wußten.

---

[7] Eine Bemerkung eines späteren Briefes deutet darauf hin, daß Goethe die Bestellung der «Nemesis» verzögerte, weil er immer noch hoffte, eine schöne Antike zu finden.

[8] Auch für die Herzogin-Mutter Anna Amalia erklärte er sich bereit, kleinere Kunstwerke anzuschaffen, und ließ ihr vorschlagen, dafür einen Betrag von zweihundert Zechinen auszuwerfen. *Italienische Reise* II, Rom, 10. November 1787.

[9] Vgl. H. Wahl I, Anmerkung S. 391.

Das Opfer war in diesem Fall der als ausgabenfreudig bekannte Graf Johann Fries aus Wien, der dem Dichter die für ihn in Rom eingetroffenen Briefe nach Neapel weiterzuschicken pflegte.

Vergnügt stellte Goethe im Dezember 1787 fest, daß er im Steinhandel Fortschritte gemacht und «für wenig Geld einige artige Sachen zusammengekauft» habe. Er kannte sich jetzt nach mehr als einem Jahr Italienaufenthalt auch in den kleinen diplomatischen Listen des Kunsthandels aus. «Man muß von Zeit zu Zeit etwas von den Leuten nehmen, um in Connexion zu bleiben und sie kennen zu lernen, wenn man etwas Gutes erwischen will. Aus den Händen der großen Händler muß man nichts nehmen», fügt er erläuternd hinzu, «das ist für Russen und Engländer» (7. [und 8.] Dezember 1787). Im selben Zusammenhang erzählt er dem Herzog, er habe für ihn einen «Einschnitt» ins Auge gefaßt, eine tüchtige Arbeit, ein altes, oft wiederholtes Sujet darstellend, nämlich «die Herakliden, wie sie den wiedereroberten Peloponnes durchs Los unter sich theilen»[10]. Anscheinend zögerte er aber noch, das Stück anzuschaffen. Mehr als 15 bis 20 Zechinen wollte er nicht daran wenden, «sonst ist es kein Spas». Zuletzt entging ihm dann doch der Stein; denn der Händler, der nicht so recht einen Preis dafür hatte angeben wollen, überließ ihn inzwischen einem anderen Kunden (18. Februar 1788).

Überhaupt fand Goethe, es werde von Fremden für diese Sachen, zumal für Kameen ungeheuer viel Geld ausgegeben. So reizend, faßlich und transportabel sie ihm erschienen, hielt er sie doch für überschätzt. Denn große Kunstwerke, meint er, seien unter allen geschnittenen Steinen der Welt nur wenige. Ein Gypskopf, belehrt er Carl August, sei im Grunde «ein würdigerer Gegenstand als viele solche Spielwerke».

Auch von der Erörterung dieser Fragen aus suchte er den Weg zum Herzen des Freundes. Bereits schwelgte er im Vorgenuß des Kabinetts des Barons von Stosch, dessen Hauptnachlaßmasse Friedrich der Große aufgekauft hatte. Es mit Carl August zu besuchen, merkte er als gemeinsame Freude vor. Es ist jene Sammlung, deren Katalog so musterhaft von Winckelmann angefertigt worden war. Mit voller Wärme erschließt hier Goethe dem Herzog sein Gefühl: «Das Ende meiner Bemühungen und Wanderungen ist und bleibt der Wunsch, Ihr Leben zu zieren. Möge es mir gewährt werden», ruft er ihm zu (7. [und 8.] Dezember 1787).

Mit Sorgfalt erfüllte Goethe die Bitte Carl Augusts, ihm eine Nachbildung des angeblichen Schädels von Raphael zu beschaffen. Dieser wurde in der Akademie von San Luca aufbewahrt. Goethe hielt ihn für unbezweifelbar echt und erwirkte durch Hofrat Reiffenstein, daß ein Abguß davon genommen wurde, stand aber einige Angst um das Gelingen aus, die schon mürbe gewordene «herrliche Reliquie» könnte darunter leiden. «Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine schöne Seele bequem spazieren konnte», urteilt der alte Liebhaber physiognomischer

[10] Die Zeichnung aus den *Monumenti inediti* legte er bei. H. Wahl freilich (I 338) bezweifelt, ob die Zeichnung aus den *Monumenti inediti* auch wirklich die Herakliden darstelle und verweist auf Winckelmanns Werke III S. XXVII.

Studien. Freilich, Goethe wurde in diesem Fall das Opfer eines Irrtums. Denn der Schädel, der sich noch heute im Goethe-National-Museum in Weimar befindet, ist nicht der des großen Meisters, den Carl August sehr verehrt hat.

Die von der Herzogin-Mutter Anna Amalia beabsichtigte, freilich zu wenig durchdachte Italienreise, zu der Goethe ihrem Sohn eine Fülle von Ratschlägen, aber auch genug Abmahnungen erteilte, hat uns einen autobiographischen Rückblick auf Goethes künstlerische Selbsterziehung, über deren einzelne Stufen und sinnvolle Steigerung eingetragen (25. Januar 1788). Beinahe Monat für Monat zeichnet Goethe hier den Ablauf seiner Studien und sein Vorwärtsschreiten auf dem eingeschlagenen Wege auf. Alle Motive der Italienreise schlugen in dieser bekenntnishaften Rückschau noch einmal volltönend ans Ohr Carl Augusts, an der Spitze das beglückte und dankbare Geständnis: «Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den phisisch moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten; sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen, das erste mir ziemlich, das letzte ganz geglückt.»

Carl August erfuhr aber noch mehr, wenn er es nicht schon aus den früheren Briefen an ihn herausgelesen hatte, nämlich die von Grund aus umwälzende und erneuernde Bedeutung Roms für Goethe. «Als ich», schreibt ihm dieser (25. Januar 1788), «zuerst nach Rom kam, bemerkte ich bald, daß ich von Kunst eigentlich gar nichts verstand und daß ich biß dahin nur den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunstwerken bewundert und genossen hatte, hier that sich eine andere Natur, ein weiteres Feld der Kunst vor mir auf, ja ein Abgrund der Kunst, in den ich mit desto mehr Freude hineinschaute, als ich meinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte.» Es ist dies nicht der letzte der römischen Briefe Goethes an Carl August, aber in der Reihe der späteren der gewichtigste. Denn er ergeht sich auch sonst in weiten Ausblicken auf seine eigenen Schaffenspläne, gibt Ratschläge für die heimatliche Verwaltung und klingt in ein inniges Bekenntnis zum künftigen gemeinsamen Leben in Weimar aus. Es sind Worte der Freundschaft, und es vibriert darin das Vorgefühl des nahen Abschieds von Rom mit allem, was es ihm durch Carl Augusts Güte geschenkt; aber sie lassen auch erkennen, daß es ihm nicht Alles geben konnte, dessen er im tiefsten Innern bedurfte.

Sein Kurs zielt bereits wieder auf Weimar. Der Süden, Rom hat, so kündet dieser Brief an, seine Mission im Leben des Dichters erfüllt. «Ich wiederhole nochmals», schreibt er dem Herzog, der im Begriff war, aus dem holländischen Feldzug über Mainz nach Weimar zurückzukehren, «daß wenn Sie bey Ihrer Zurückkunft mich nötig finden sollten, ich auf jeden Winck zu kommen bereit bin. Gar manches macht mir den Rückweg nach Hause reitzend.» Und indem Goethe sich der vollen Wärme seiner freundschaftlichen Gefühle überläßt, fährt er fort: «Ohne Ihren Umgang, den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben ist denn doch so eine Sache. Das Herz wird in einem fremden Lande, merck ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angewandt ist. Ich habe nun so viel in Kunst und Naturkenntniß profitiert, daß ein weiteres Studium durch die

Nähe unserer Akademie Jena sehr erleichtert werden würde. Hier ist man gar zu sehr von Hülfsmitteln entblößt. Dann hoffe ich auch meine Schriften mit mehr Muse und Ruhe zu endigen als in einem Lande, wo Alles einem außer sich ruft. Besonders wenn es mir nun Pflicht wird der Welt zu leben.» Das Schreiben schließt in persönlicher Wendung: «Erhalten Sie mir Ihre Liebe, ein Geschenck, das mir jeden äußeren Verlust ersetzt und mir jeden neuen ertragen macht, und bleiben Sie überzeugt, daß bey einer wahren Harmonie der Gemüther man einander immer wieder begegnet, wenn man noch so weit auseinander zu gehen scheint.»

Just ein halbes Jahr zuvor hatte schon Goethe in Versen voll schlichter Herzlichkeit alles ausgedrückt, was ihn mit Carl August verband: tiefe Dankbarkeit und das Gelöbnis, ihm weiter zu dienen, Sorge ums Wohl des Fürsten, weitere Hoffnung auf Gemeinsamkeit. Er tat es damals in Form eines Gedichts[11], das er dem Herzog an seinem eigenen Geburtstag (28. August 1787) widmete, wenige Tage, bevor dieser den seinen feierte:

Du sorgtest freundlich mir den Pfad
Mit Liebligsblumen zu bestreun.
Still thätig dancke Dir mein Leben
Für alles Gute, was du mir erzeigt.
Fügst du dazu die Sorge für dich selbst,
So geh' ich ohne Wünsche fröhlich hin.
Denn nur gemeinsam Wohl beglückt Verbundne.

Es fällt darin nicht das Wort Rom. Unausgesprochen schwebt es auch über diesen Versen.

---

[11] In Prosa drückt sich Goethe darüber, gleichfalls voll Dankbarkeit, aber zugleich im Gefühl einer Wiedergeburt unterm 3. September 1787/Rom in der *Italienischen Reise* folgendermaßen aus: «Heute ist es jährig, daß ich mich aus Karlsbad entfernte. Welch ein Jahr! und welch eine sonderbare Epoche für mich dieser Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben. Wie ich dieses Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch andern berechnen; ich hoffe, es wird die Zeit kommen, die schöne Stunde, da ich mit euch alles werde summieren können. Jetzt gehn hier erst meine Studien an, und ich hätte Rom gar nicht gesehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt sich gar nicht, was hier zu sehen und zu lernen ist; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.»